

Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1973)

Artikel: "Und neues Leben klingt aus der Ruine"
Autor: Wanitsch, Dori
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-787489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Und neues Leben klingt aus der Ruine»

Jugenderinnerungen an ein Musikinstrument

Dori Wanitsch, Aarburg

Als junges Mädchen hatte ich Gelegenheit, ein altes Patrizierhaus am Genfersee zu besichtigen. Ein altes Tastenmusikinstrument, ein Schiefertisch mit schrägen Beinen und ein langhaariger Fellteppich blieben mir besonders in Erinnerung. Vom Anblick des ersteren konnte ich mich fast nicht trennen, so dass ich durch das Zurückbleiben unsere Lehrerinnen «vertäubte». Jahrelang blieb es mein heimlicher Wunsch, so etwas ähnliches zu besitzen — bis ich diesen eines Tages einem Dienstkollegen meines Mannes, der mit antiken Dingen handelt und auf der Durchreise mit uns zu Mittag ass, mitteilte. Er hätte so etwas, antwortete er, es sei aber in sehr schlechtem Zustand. Es stehe da und da, in der Nähe Aaraus. Ich lud demnach mein Söhnlein auf den Kindersitz meines Velos und fuhr los. Das besagte Ding fand sich dann tatsächlich in einem halboffenen Schopf, ohne Saiten, ein Bein abgebrochen, ein zweites halb, die Tasten noch ganz, wenn auch vergilbt. Der hölzerne Klangboden war — inwendig! — geschwärzt und verbogen, eventuell von umgestürzter, brennender Kerze und irgendwelchem «Wassereinbruch». Aber trotz allem: Ich verliebte mich in den rechteckig-langen, auf vier Beinen liegenden sollenden Kasten, kaufte ihn für wenig Geld und liess ihn zu mir heim transportieren. Selbst mein antik-interessierter Mann runzelte die Stirne, als man das ziemlich schwere Hammerklavierchen ins Haus trug, besonders eben seines Zustandes wegen. Auf meine Nachfrage schickte eine bekannte Musikfirma aus Basel ihren Klavierstimmer zur Abklärung der Renovationsmöglichkeiten und deren Kosten. Als er die «Ruine» zu sehen bekam, tippte er sich an die Stirne und meinte, da müsse einer schon einen Spleen haben, auf Schweizerdeutsch «spinnen», um so etwas machen zu lassen. Das rentiere sich nicht mehr, sei im Verhältnis zum Ergebnis zu teuer und überhaupt fraglich, ob es sich machen lasse. Die zum Teil zerbrochenen und fehlenden Hämmerchen seien nicht im Handel erhältlich, müssten von Hand den verbliebenen nachgearbeitet werden. Ebenso sei es schwierig, die dazugehörigen Saiten ausfindig und erhältlich zu machen, da das Instrument leichter gebaut sei als ein Klavier oder Flügel und deshalb nur dünnere Saiten vertragen, die sich aber schneller verstimmten, als diejenigen jener Instrumente. Er hatte nicht unrecht, doch reizte mich darauf gerade das Wagnis. Auch fand ich es schade, ein edles, altes Instrument lieblos einfach dem Verderben preiszugeben. Ich tippte also

ebenfalls an die Stirne und antwortete, ja, ich habe nun eben diesen Spleen! Darauf entfernte er sich achselzuckend.

— Später wandte ich mich auf Empfehlung jenes Händlers an eine andere Firma. Dieser Käufer, Verkäufer und «Flicker» alter Klaviere wollte mir aber, als ich ihn in Bern aufsuchte, ein eigenes, ähnliches Instrument aufschwätzen und legte mir verwickelte und verblümelte Abzahlungsvorschläge vor, die jeden Normalschlaun zu grösster Vorsicht gemahnen mussten und mich veranlasste, schleunigst sämtliche «Handelsbeziehungen» zu ihm abzubrechen. Das vernachlässigte Instrument träumte längere Zeit weiterhin seinen Dornröschenschlaf auf unserem Estrich. Nur hie und da strich jemand leise mit den Fingern über den alten, staubigen Kasten — etwa beim Holzholen oder Wäscheaufhängen... In einem «Singt und spielt»-Musikblättchen war dann eines Tages ein Inserat zu sehen von einem Händler mit Cembali und Spinetten in Zürich. «Vielleicht ist der der richtige Prinz, der meine Prinzessin aus dem hundert (hundertfünfzig!) jährigen Schlaf erweckt?», dachte die Speenige und fragte klopfenden Herzens an. Er kam vorbei, betrachtete das Wrack, erklärte Vor- und Nachteile einer Renovation und den Preis, um welchen er sie übernehmen würde. Darauf suchte die Fragerin Halt bei der nächsten Stuhllehne, denn dieser stand weit über den finanziellen «Vermöglichkeiten» einer Torgasslädelfrau. Der nette Mensch gab aber zu verstehen, das Instrument interessiere ihn von Berufes wegen. Er kaufe es mir ab, repariere es auf eigene Kosten und Verantwortung, lasse mir aber das Rückkaufsrecht vor allen anderen allfälligen Interessenten. Oder er nehme es ein halbes bis ein Jahr in Reparatur und ich bezahle ihm ab sofort in Monatsraten die Kosten, so dass sie bereits zu zwei Dritteln bezahlt wären, wenn ich es erhalte. Wir einigten uns auf den zweiten Vorschlag. Einigemal kamen nette Berichte: Seufzer, wie kompliziert die Reparatur sei, der ganze Klangboden beispielshalber müsse ersetzt werden, das heisst neu erstellt. Die richtigen Saiten zu beschaffen sei schwierig. Er sei nach Wien gereist und habe dabei an einem noch vorhandenen «Mozart-Hammerklavierchen» genau abgeschaut und -gezeichnet, wie es konstruiert sei und was fehle. Danach zu schliessen seien vier Pedalen neu zu erstellen, die ganz fehlten. Nämlich eine fürs Fortissimo, zwei verschiedenartige Dämpfer und noch eine zusa-

spielenden Männern besser nicht zeigen, denn damit liesse sich der Deckel ein Stück weit heben und senken. Machte man es aber unvorsichtig, so falle dieser knallend herunter. Übrigens erinnere ich ihn an eine seiner Kundinnen, der er seit Jahren das Klavier stimmen gehe. Ja, ich hätte eine Doppelgängerin, selbst die Stimmen seien identisch. Er wolle uns einmal miteinander bekannt machen. Ja, antwortete ich, mein Mann könne die Pedaleinrichtung genau nach seiner Zeichnung anfertigen. Ja, die zwei Beine seien nach Muster beim Drechsler bestellt worden, natürlich, ein hinteres und ein vorderes, da sie ja nicht genau gleich seien. Eine Doppelgängerin? Gewiss, gewiss, und es wäre nett, uns einmal bei ihm zu treffen, aber eine Vermittlung seinerseits sei unnötig, falls sie in Thalwil wohne. Dann sei sie sowieso meine Zwillingsschwester. Oh ja, ich freue mich sehr auf meine «alte Dame», die mit den Pedalen und vier Beinen! Soso, ein Korsett aus Stahl sollte sie haben. Aber das geht wohl nicht gut. Stehe sie halt weiterhin auf nur drei Beinen und behalte das vierte ein wenig in der Luft, um doch wenigstens, falls sie unverhofft einen Stoss bekommen sollte, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Jaja, die enorme Spannung in ihren «Eingeweiden», will sagen Saiten! — Im Klangboden sei, wohl durch einen Spalt im Holz hinuntergerutscht, ein uraltes Fetzen Papier zum Vorschein gekommen. Er lege es dem Brief bei, mit Dank für die letztmonatige Zahlung. Mit deutscher Spitzschrift beschrieben, könnte es das Aufgabenzettelchen einer Hammerklavierlehrerin gewesen sein. Ob mein Mann schon Nussbaumfurnier bestellt habe, um die beiden äusseren Schmalseiten neu zu furnieren? Auch je einen Streifen ganz helles, und naturschwarzes oder gebeiztes Holz für das Filet-Muster. Ob ich die oval angeordnete Inschrift über den Tasten schon einmal genau studiert habe? Es stehe darauf: «Arnold Meisenberg, Rue Denis Numéro 497, L'an 3me, Gecit Anno 1794 Parsiis.» Meisenberg sei wahrscheinlich ein aus Wien Ausgewanderter, der in Paris (Parsiis) eine Klavierbau-Werkstätte führte. Gecit» solle «gezeichnet» im Jahr... heissen und L'an 3me — «im dritten Jahr» bedeuten, im 3. Jahr nach der Revolution, da man damals, eine Zeitlang wenigstens, die Jahre neu zu zählen begonnen habe. So wichtig habe man das Ereignis der Revolution genommen. Übrigens sei es das älteste Hammerklavierchen und instrument ähnlicher Art, das er je zu flicken bekommen habe und das seien bereits deren etliche. Die wenig später entstandenen seien technisch stark verbessert worden. Und, zu guter Letzt werde er auf dem Klangboden schriftlich festhalten: «Vollständig repariert 1951 von O. Rindlisbacher, Zürich.» Das sei so Brauch, will sagen, oft sei es auch auf die hölzernen Stäbe der Tasten, seitlich geschrieben worden. Man könne das Mittelbrettchen mit dem Arnold Meisenberg» drauf herausziehen, die Ta-

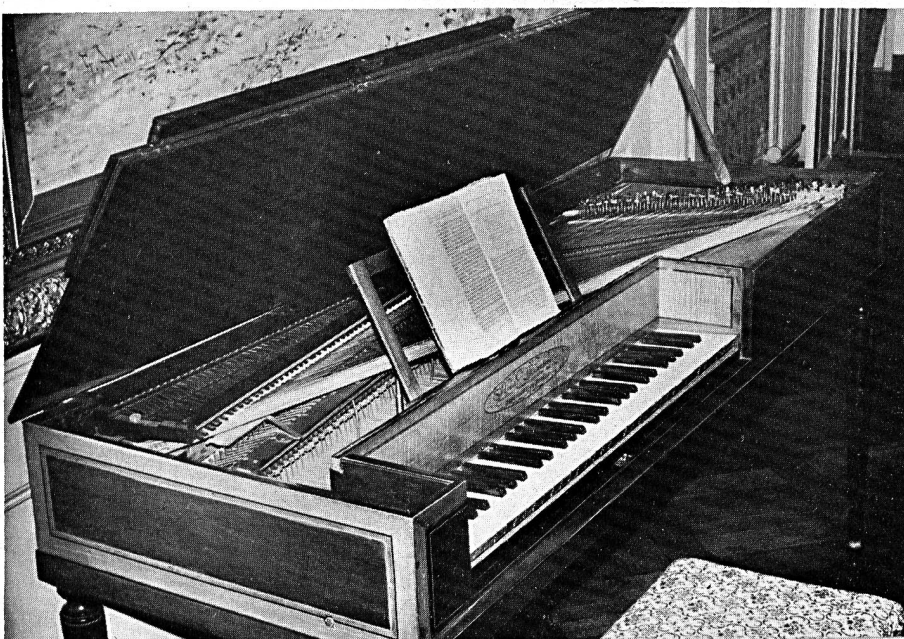
Hammerklavierchen
(Tafelklavier)
Depositum im Museum
Aarburg

erbaut von Arnold Meisenberg
Paris 1794

— spielbereit, mit geöffnetem, kleinem,
zweiteiligem Deckel, der so zugleich
als Notenblatthalter dient. — Der Ka-
sten ruht auf dicker Eichenplatte, sie
muss die starke Spannung der Saiten
aushalten.



Mit aufgestelltem, grossem Deckel.
Rechts Klangboden (helles Holz), seit-
lich geöffnet. Links Hämmerchenmecha-
nik, einfacher und schwächer als bei
Klavier. Für einen Ton zwei gleich-
gestimmte Saiten. Diese sind liegend,
beim Klavier an der Rückwand be-
festigt.



Die Tastatur umfasst fünf Oktaven.
Aussenseiten und Deckel sind mit ein-
fachen Intarsien (ingelegte, verschie-
dene Holzstreifen) geschmückt, Beine
gedrehselt. Versenkbarer Notenblatt-
halter.

Foto: Samy Wanitsch

sten sorgfältig herausheben und dann finde man das Folgende: Auf dem «Schlüsselloch — C»: «Réparé par Immler de Balle (Basel) 1810». Und daneben, auf der de-Taste, etwas undeutlich etwa solches: «D Z. H. LE T. v prairial L. 3me 20 Louis Dubois Tracteur de Piano rue honore vis à vis St roch (roche?) No 94. Und darunter noch «Dubois» als Namenszug . . .

Und eines Tages stand das heute bald 180 Jahre alte Hammerklavierchen tatsächlich und für etliche Jahre in unserer ebenfalls alten, bodenschragen Stube und bereitete mir ungezählte Stunden melodischer Zweisamkeit. Auch lernten zwei kleine Musikschüler, seufzend, wie üblich, oder gar koldernd und rebellierend, ihre ersten Stücklein spielen. Damit es ein wenig «ringer» gehe, malte und zeichnete ihnen die Mutter allerlei Bildchen um die nicht sonderlich geliebten Musiknoten. Aber auch die «alte Dame» war oft schlechter Laune, will sagen «verstimmt». Man hätte selber Klavierstimmer sein sollen, oder doch wenigstens einen zum Mann haben, denn das Stimmen ist schwierig und sollte erst noch fast vor jedem Musizieren getätigt werden. Selbst die Berufsstimmer waren nicht begeistert, es zu tun. Auf Temperaturschwankungen reagierte «Sie» besonders empfindlich, etwa auf die winterliche Heizerei. Als ich später Gelegenheit hatte, mit einem andern Instrument mein Musikbedürfnis befriedigender stillen zu können, trennten wir uns — aus Platzmangel und doch auch schweren Herzens, von dem zierlichen Möbelchen. Mit einem ihm zugestellten Hockerstuhl-

chen aus dem Welschen, Louis XVI. steht es seit ein paar Jahren als Depositum im Aarburger Museum, sein weiteres Schicksal erwartend. — Noch ein Episödden aus einem Berner Museum: Ich beschaute und verglich dort einmal ein ähnliches Instrument, wobei gerade eine Aufwartefrau dazu kam. Ich hätte fürs Leben gern ein paar Takte geklimpert, um zu hören, wie es tönt. Aber das überall angebrachte «Bitte nicht berühren!» verurteilt ja diese schönen alten Instrumente zu tödlichem Schweigen. Da fuhr die besagte Frau mit dem Lappen darüber, klappte den Deckel energisch zu und rief aus: «Immer wieder muss ich die Deckel schliessen! Sie ‚müffeln‘ nämlich so eklig, diese alten Instrumente!» — Ich musste lächeln — zugleich über sie und mich — und sagte leise zu ihr: «Soo?, bei mir ist es umgekehrt! Ich habe auch so eines und gehe oft hin, hebe den Deckel ganz wenig und strecke die Nase hinein — um zu schnuppern, wie es drinnen ‚so fein alt‘ riecht! — Die Geschmäcker sind halt verschieden . . . » Ich bin, und bedaure es öfters, eine schlechte, aber dennoch leidenschaftliche und unermüdliche «Musikerin». Wenn ich so zurückblicke, scheint mir, dass uns das Leben — oder Gott — oder doch Engelwesen — immer zur richtigen Zeit das Nötige zuspiesen — bis hin ins Gebiet eines Musikinstrumentes: Als Kind wuchs ich inmitten von viel Klaviermusik und singender Menschen auf. In meinen Lehr- und Wanderjahren, wie man so sagt, begleitete mich im Rucksack oder in der «Velosaggosche» und selbst im «Luft-

schutzdienstköfferchen» eine Blockflöte. War eine Kirche oder ein Kirchlein mit mir allein, so tauchte sie auf und flötete Bachlieder. Das Hammerklavierchen wurde abgelöst von einem Occasions-Cembalo, auf dem mit der Zeit ein paar eigene, einfachste Liedchen entstanden. Einige Jahre besass ich zudem ein altes, ebenfalls langgewünschtes Musikdöschen, mit Tausch und zusammengesparten Batzen erstanden. Sein Gekrächze hat mir eine Zeitlang viel Spass gemacht — bis ich gerade seinen Wert in Geld nötiger fand. Es macht nun jemand anderem Freude. Mir aber haben Verwandte und Freunde ein kleines Psalterlein zusammengesteuert, dessen singende Saiten mich derzeitig immer neu entzücken. Meine fünfzehnjährige Freundin Daniela, der ich darauf vorspielte, nennt diese auf wunderschön kindlich-künstlerische Weise «Musigfäde!» — «Selbstgemachte» Musik ist die beste! Sie löst uns von uns selbst und unseren Sorgen unserer Engherzigkeit. Ja, die Musik ist ein Stück vom Himmel — und ist auch Lebensfreude und Dankbarkeit — himmlische Freude — irdische Freude — oft beides! Selbstvergessen dürfen wir immer wieder in sie eintauchen! Ein Jugendfreund sagte einmal, er schaue bei andern Menschen zu Hause immer darauf, ob auch Bücher vorhanden seien. Wenn nicht, scheine ihm etwas Wesentliches zu fehlen. Ich stimme ihm zu, möchte aber beifügen: Und Musikinstrumente! — Es darf eine Weidenflöte, ein «Muugygele» — es muss nicht unbedingt ein — Hammerklavierchen sein!

Das Klavier

Die Allerersten

Sie hätten es sehen sollen — das erste Klavier. Äusserlich wies es etwa die verfeinerte Form eines Cembali auf und unterschied sich von diesem nur durch die Art der Klangerzeugung. Die Saiten wurden durch Hämmerchen zum Klingen gebracht. Nun, der erste Schritt war getan. Wollen wir sehen wie es weiterging. Der Florentiner Bartolomeo Christofori erfand im Jahre 1709 das Klavier. Doch die ersten deutschen Klaviere wurden 1736 von Silbermann gebaut. Mit schwerfälliger Mechanik, schwachem Diskant, nur 61 Tasten umfassend (heute haben unsere immerhin 88), ausgerüstet mit Kniehebel und ohne Metallrahmen — so standen sie da. Hämmerchen brachen, Saiten rissen, und Holzwürmer hatten ihr Brot. Doch Bach kritisierte, und Silbermann änderte und verbesserte. Und ganz allmählich — in gut und gern zwei ganzen Jahrhunderten — wurde aus dem schwerfälligen Hammerklavier das Möbel, als das wir es heute alle kennen.



Im Sturm den Hof erobert

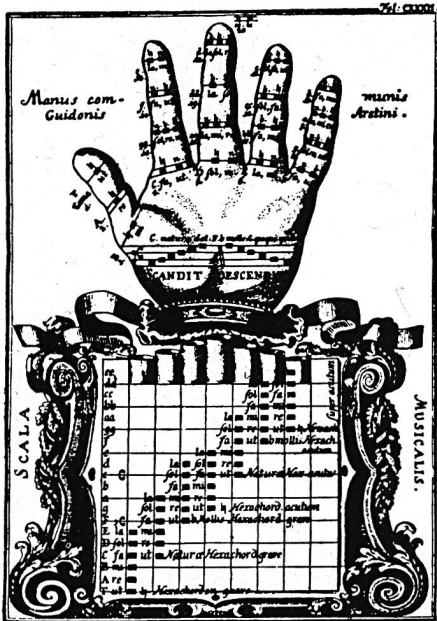
Die Welt war fasziniert von dem neuen Instrument. Und erst recht Friedrich der Grosse. Er hatte eine teure Leidenschaft, denn er sammelte Silbermann-Klaviere. In seinen Glanzzeiten soll er 15 Exemplare besessen haben. Aber was sollte er allein mit 15 Silbermann-Klavieren? Ein Hofmusiker gehörte dazu. C. P. H. E. Bach, Sohn des alten, ehrwürdigen Johann Sebastian, war auserwählt, dem königlichen deutschen Hof die Musik näherzubringen. Nur —

die Begleitung der königlichen Flöte muss ihn gar zu sehr gelangweilt haben, denn eiligst zog er sich vom Hof zurück. Im Jahre 1850 wurden die königlichen Klaviere noch einmal am Hof zu Potsdam gesehen, in einem gar jämmerlichen Zustand. Leider zum letzten Male. Darum waren es auch keine Silbermann-Klaviere, die Peter Jecklin 1895 zur Gründung seines Geschäftes am Hirschengraben einkaufte. Er konnte in seinen Ausstellungsräumen die damals stattliche Zahl von 20 Klavieren vorweisen.

Wien contra England

Schon im späten 18. Jahrhundert gab es zwei verschiedene Klaviertypen. Das englische zeichnete sich durch seine robuste Mechanik, klangvolle Tonfülle, starke Saiten und mehr Brillanz aus. Allerdings war es nicht ganz leicht zu spielen, und da die Tasten sehr tief fielen, war ein schnelles Spiel ausgeschlossen. Dem Virtuosen bot es dagegen eine Fülle glänzender Möglichkeiten. Nicht umsonst liebte Beethoven die englische, robuste Bauart, die seinem kraftvollen virtuosen Spiel besser standhielt als die zierlichen Wiener Modelle. Diese verfügten über einen kleinen, flötenartigen Ton, erlaubten aber ausserordentliche Präzision des

Spiels und waren vor allem leicht und ohne grossen Kraftaufwand zu spielen. Mozart pflegte auf diesen Instrumenten seine Menuette vorzutragen. Bis heute sind diese beiden Spielarten mit ihren typischen Merkmalen erhalten geblieben. Biten Sie doch einmal einen Verkäufer, Ihnen den klanglichen Unterschied zu demonstrieren.



Sogenannte Guidonische Hand mit einer früher sehr verbreiteten Aufzeichnung der Scalen.

Kunstgenuss und Kohlenstaub

Selbstverständlich waren schon damalige Künstler bestrebt, ihre Musik öffentlich zum Besten zu geben. In England hatten die Konzerte ihren Ursprung und zwar im Jahre 1678. Ort des musikalischen Genusses: Der Dachboden der Kohlenhandlung Thomas Britton. Eine Glosse von einem Zeitgenossen sagt uns dazu: «Jeder, der einen herzhaften Schweissausbruch nicht scheut, das Vergnügen haben wird, berühmte Interpreten in der herzerfreuenden Kunst der Musik zu hören.» Händel spielte dort mit Hingabe das Cembalo und eine kleine Orgel. Erst später lernte man das Klavier als Begleitinstrument kennen; um 1743, als in Leipzig die ersten Gewandhauskonzerte stattfanden. Und endlich trat Johann Christian Bach 1768 als erster Solopianist auf. Schon zu dieser Zeit kannte man Instrumente mit senkrecht oder waagrecht gespannten Saiten. Aus diesen beiden Bauarten ergaben sich das aufrechte Klavier und der Flügel, der noch heute das typische Konzertinstrument darstellt.

Profil oder nicht Profil — das war die Frage

Doch im ausgehenden 18. Jahrhundert etablierte sich die Form des öffentlichen Konzertes. Und damit erhob sich die Frage: Wie soll der Pianist sitzen? Mit dem Rücken zum Publikum? Gegen das Publikum? Auge in Auge? Die rechte Seite wurde den Hörern zugewandt. Und zum profilierten Spiel wurde auch noch nobles Profil geboten.

Sofern man hatte. Zudem wirkte der geöffnete Deckel des Flügels als Schallreflektor und trug den Ton unmittelbar ins Publikum.

Amerika — Amerika

Auch in den Staaten wurden seit 1774 fleissig Klaviere gebaut. Die schwarzweissen Tasten übten selbst hier ihre grosse Faszination aus. Aber mit einem Auge schielte man immer nach Europa. Was tat sich auch dort? Leopold de Meyer war einer der ersten Pianisten, der 1845 nach Amerika ging. Er war ein hervorragender Virtuose und ein ebenso glänzender Clown. Immer wieder verrückte er das Instrument, trieb mit dem Publikum allerlei Schabernack und spielte seine Werke manchmal nur mit Daumen, mit Fäusten oder gar den Ellenbogen. Das Publikum raste vor Begeisterung. Wahrscheinlich lechzte Amerika schon damals nach der grossen Show.

Spielarten des Klaviers

Klavier ist nicht gleich Klavier. Schliesslich sind es keine Spieldosen. Lauschen Sie nur einmal den Klängen der verschiedenen Klaviere. Sie werden feststellen, dass der Zauber des Bechstein in seinem singenden und modulationsfähigen Ton liegt, der ihn — ebenso wie den Bösendorfer — zur Kammermusik prädestiniert.

Franz Liszt: «Roi-Soleil des Klaviers» im Konzert.

Zeichnungen von Janke.



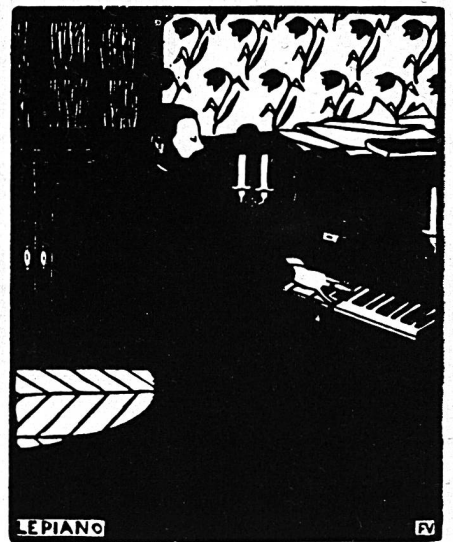
Er schließt die Augen und scheint nur für sich zu spielen. Der hl. Franziskus predigt den Vögeln. Sein Gesicht verklärt sich.



Grübeleien Hamlets. Qualen des Faust. Die Tasten zittern von Seufzern. Reminiszenzen: Chopin. Sand. O schöne Jugend. Parfums. Mondstrahlen. Liebe.



Dante: Inferno. Die Verdammten und das Klavier stöhnen. Der Drak lässt die Pforten der Hölle erbeben. Er wollte nichts, als für uns spielen — indem er sich selbst spielte. Klarschen, Rufe und Vivats! der Hölle erbeben.



Holzchnitt von Felix Vallotton * 1865 † 1925

Der Klavierverkäufer kann Sie genau beraten, welcher Name zu welcher Musik passt. Er wird Ihnen mit Vergnügen die unerreichte Klangfülle eines Steinway-Flügels beweisen.

Übrigens: Henry Steinway war kein Amerikaner, wenn auch sein Name heute so klingt. Vielmehr wurde er 1797 im Harz-Gebirge geboren, gründete 1853 in New York seine erste Klavierfabrik, um erst 1880 in Hamburg eine Filial-Fabrik zu eröffnen.

Modernes Klavier

Inzwischen hat man sich bemüht, das Klavier den heutigen Verhältnissen anzupassen. Leider verfügt ja fast niemand mehr über einen grossen Musiksaal. Darum wählen Sie Ihr Klavier in kleinen, ansprechenden Räumen, gerade so gross wie ein Musikzimmer.

Heute ist das Klavier zum Volksinstrument geworden. Denken Sie nur einmal daran, in welchen Musikrichtungen und Stilarten Klaviermusik zu hören ist. Sie finden sie im Jazz, in der Folklore, ja sogar im Schlagerliedchen wieder. Darum spielen mehr Kinder denn je Klavier. Ist es doch gleichzeitig ein wertvoller Beitrag zur Erziehung. Allein in der Schweiz werden pro Jahr über 5000 Klaviere gekauft.

Natürlich wurden die Klaviere auch kleiner. Aber gleichsam so verbessert, dass auch ein Klavier von 100 bis 110 cm Höhe, klanglich den grösseren nicht viel nachsteht. Denn die wenigsten von uns wohnen in einem abgelegenen Bauernhaus, wo man nach Lust und Laune klimpern kann. In hellhörigen Häusern hört man es nicht immer gern, wenn Kinder Tonleitern rauf und runter üben. Für diese Fälle hat man Klaviere mit Moderator, damit die Lautstärke reguliert werden kann. Und Extremisten sollten sich mal ein rotes Klavier ansehen. Vielleicht passt es sogar zur übrigen Sinfonie in Rot. Das Klavier ist eben nicht mehr identisch mit Grossmutter's schwarzem Ungetüm in der guten Stube.

Es ist modern geworden — im Styling, in Form und Farbe.

Abdruck mit Erlaubnis des Pianohauses Jecklin